

Michel Decar: „Ich kam in Gestalt eines Elefanten“

On-Off-Beziehung in Versen

Von Valentin Wölfmaier

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 03.01.2025

Dass er unterhaltsam schreiben kann, hat Michel Decar nicht nur in zahlreichen Theaterstücken und Hörspielen bewiesen, sondern auch in lustig-verspielten Romanen wie „Tausend deutsche Diskotheken“ oder „Die Kobra von Kreuzberg“. Nun hat der Autor und Regisseur ein trauriges Liebesgedicht über eine On-Off-Beziehung veröffentlicht.

„Shall I compare thee to a summer’s day?“ beginnt William Shakespeares berühmtes 18. Sonett. So alt wie die Liebeslyrik ist der Versuch, Bilder und Vergleiche zu finden für eine geliebte Person. Michel Decars Liebesgedicht „Ich kam in Gestalt eines Elefanten“ funktioniert anders: Die Liebenden begegnen sich im Uneigentlichen, dort liegt der Anfang, ein Gestaltwandeln, aus dem heraus sich ihre Geschichte entspinnt:

„Einmal

Kam ich in Gestalt einer Gewehrkugel

Und einmal kam ich als Schneeflockchen angeflogen

Einmal kam ich als Braunbärenmutter aus dem Wald

Und einmal kam ich als ich selbst“

Ein paar Mal vollzieht das Ich solche Verwandlungen. „Also / noch einmal“, heißt es dann, bevor es „in Gestalt eines Elefanten“, eines „ungefassten Axt-Mörders“ oder als aus dem Stadion fliegender Baseball ins Gedicht tritt. Es sind kurze Verse, die länger werden, ein Atemholen und Neuansetzen, das sich immer wieder in die gleiche On-Off-Beziehung mit einem ebenso gestaltwandelnden Du konkretisiert: Man trennt sich, dann schreibt man sich doch oder sieht sich bei gemeinsamen Freunden zufällig wieder.

Die Abwesend-Anwesende

Der Diskurs der Liebe ist, mit Roland Barthes gesprochen, immer an ein Gegenüber gerichtet. Anwesend als Angesprochene, aber abwesend als Bezugsperson macht es das Ich zu einem wartenden Ich, erfüllt von Sehnsucht, unstillbarem Hunger und Schmerz. Bei Decar ragt die Abwesendheit des Dus als Weiß der Buchseite in die rhythmisch gearbeiteten Verse hinein. Teil des grundsätzlich narrativen Tons des Gedichts sind aber auch Dialoge, die – und hier merkt man den Theaterautor Decar – so schlicht wie großartig sind:

Michel Decar

Ich kam in Gestalt eines
Elefanten

März Verlag

80 Seiten

25,00 Euro

„Ich sagte,
ich würde gerne Zweifel anmelden
im großen Stil

Ist ok, sagtest du
Ist nicht ok, sagte ich

Und dann:

Don't ok me, ok?“

Immer wieder gibt es Konstellationen von elegischem Ton und lapidaren Momenten wie diesem, von Göttern, Küssen, Igel in McFlurry-Bechern und Klappzahnbürsten. Das Gedicht, hat der Lyriker Daniel Falb einmal geschrieben, ist eher ein skulpturales Objekt, das sich betrachten lässt, als etwas, das von etwas anderem spricht. Es gibt einen Beziehungsverlauf und man fragt sich gespannt, wohin dieser führt. Dennoch wölbt sich die Story nicht über das, was sich sinnlich konkret erfahrbar auf den einzelnen Seiten vollzieht: Liebes- und Trennungsszenen, Fehlritte, Fantasien, Verwandlungen und Enttäuschungen.

Schmerzhaftes Aufrichtiges

Anfangs überhöht und dämonisiert das Ich das Du manchmal als so grausam wie attraktiv. Wenngleich die Geschlechter nicht ganz eindeutig markiert sind, schimmert hier etwas jener überkommene Femme Fatale-Topos durch oder zumindest eine invertierte Geschlechterstereotype, wie man sie manchmal in von woken jungen Männern geschriebener Literatur findet, wo alle Frauenfiguren cool und badass und sexy sind und die Männer unzuverlässig und „hyperneurotisch“.

Andererseits ist das Ich in einem Liebesgedicht niemals neutral: Es ist sowohl sprechendes als auch liebendes Ich. Die Klischees, die Decar hin und wieder zulässt, sind Teil seiner Erlebniswelt. Es sind die Gemeinplätze der Liebe, zu denen Spaziergänge bei Sommerregen genauso gehören wie das gekränkte Theoretisieren über die Psychologie desjenigen, der einen verlassen hat.

Im Verlauf des Gedichts scheinen die Einschätzungen des Ichs dennoch realer zu werden. Die erfahrenen Verletzungen verunmöglichen jede Hoffnung auf eine stabilere Beziehung – auch das Neuansetzen und Ausflüchten in die Gestaltwandlung, die ja immer auch Offenheit und Möglichkeiten aufzeigt, nimmt ab. Stattdessen bleibt es bei einem erschöpften „so“ oder einem „davon fange ich jetzt gar nicht erst an“.

Vordringen zur inneren Wahrheit

Gegen Ende des Bandes schaut man zurück auf Urlaube, Vorwürfe, schöne Momente, ein verlorenes Kind und schließlich auf ein letztes Wiedersehen nach zwei Jahren Pause, bei

dem die Verwandlung auf einmal ihre Fluchtrichtung geändert hat: Nichts ist mehr wie es war und der Abend bloß „die Erinnerung / an ein längst erloschenes Gefühl“.

Ein paar Seiten später erreicht man die letzte Seite des Buches und einen letzten Telefonanruf. Es ist die schönste und traurigste Stelle im Gedicht. Nicht weil dort ein finales Ende der Beziehung geschildert würde, eine wirkliche Trennung, wie man sie dem Ich als Freund längst ans Herz gelegt hätte.

Sondern weil das Ich zur inneren Wahrheit dieses Gedichts vordringt. Und die besteht – anders als bei Shakespeare, der den Ewigkeitscharakter der Liebe beschwört – in einer leisen Feier des Vergänglichen:

„Ich rief dich an

und sagte:

Entschuldigung

Entschuldige

Ich wollte nur kurz

deine Stimme hören

Und das ist schon alles

Mehr will ich nicht vom Leben

Und viel mehr ist das Leben auch nicht

Nur ein kurzer Moment von Schönheit und Traurigkeit

in der Zeit“